

(Nachdruck verboten.)

22)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Sie schnitt eine Grimasse hinter ihm drein; der sollte ihr fehlen! Dann huschte sie ans Fenster und guckte hinterher. Mit wem der jetzt wohl losbummelte?!

Da ging er hin mit eiligen Schritten quer über den Damm. Seine gelben Schuhe, der helle Anzug, der weiße Strohhut, die rote Kette im Knopfloch leuchteten weiß. Ein paar junge Mädchen drehten sich nach ihm um. Die Gänse! Vertas Lippen kräuselten sich verächtlich.

Sich ins Zimmer zurückwendend, begann sie aufzuräumen. Sie verfehlte dabei nicht, die Schübe der Toilette und die Fächer des Schreibtischs einer gründlichen Visitation zu unterziehen. Neulich hatte sie eine Düte feiner Pralines gefunden, die ihr herrlich gemundet; heute entdeckte sie zu ihrem Leidwesen nichts, gar nichts, so sehr sie auch suchte und Kragen und Schlipse, Handschuhe und Brieffschaften durchwühlte. Sie mußte sich mit dem Rest Likör begnügen, der im Kristallflacon neben der geleerten Kaffeetasse des jungen Herrn stand.

Nachdem sie sich noch diskret mit etwas Eau de Cologne bespritzte und einen Griff in den Kasten mit Zigaretten getan, verließ sie nach einem letzten künftigen Umherpähen das Zimmer. —

Leo Selinger traf an der Ecke hinterm Kaiserhof sein kleines Mädchen. Rasch und erhist trippelte sie da hin und her, sie war sehr eilig aus dem Geschäft hergelaufen, aus lauter Furcht, zu spät zu kommen. Es war ihr gelungen, sich heute etwas eher freizumachen. Nun stürzte sie mit einem so freudestrahlenden Gesicht auf ihn zu: „Leo, ich bin da!“ daß er mahnend ihren Arm drückte: „Na, na!“

Neben ihr hersehendernd, musterte er sie. Donnerwetter, wie niedlich! Das hätte er selber nicht gedacht, daß die Trude sich so herausmachen würde; um die würde ihn mancher beneiden. Wie ihr das simple Biquetkleidchen saß! Die blusige Taille, der große Matrosenträger, der vorn das blasse Hälschen ein wenig freiließe, der breite schwarze Gurt, gaben ihrer jugendlich unentwickelten Gestalt etwas knabenhaft Schlanke. Sie sah blutjung aus.

Er schmunzelte. „Na, Schatz, freust Du Dich?“

Unter dem weißen Matrosenhütchen sahen ihn ihre Augen zärtlich blinzeln an. „Riesig!“

„Willst Du noch was essen?“

„Ne, ne, ich bin ganz satt. Vor Freude. Ich könnte jetzt nichts essen. Nachher! Nachher!“

Wie aufgeregt die kleine Trude war! Er führte sie heute zum ersten Mal ins Theater, in die „Jugend“; er war sich selbst nicht klar darüber, warum er gerade dies Stück gewählt hatte. Und nachher wollte er mit ihr soupiieren.

Zum erstenmal würde sie ganz ohne Götter ausbleiben können. Die Eltern machten mit dem Verein „Fidelitas“ die alljährliche Landpartie nach Stralau, da wurde es spät bis zur Rückkehr; vielmehr früh. Im vorigen Jahre war Trude mitgewesen, da hatten sie bei Sonnenaufgang noch draußen Kaffee getrunken.

Die Mutter mit Artur und Elli war schon um drei nachmittags ausgerückt, man mußte das seltene Vergnügen doch voll ausgenießen. Vater Reschke kam am Abend nach; es war das einzige Mal im Jahr, daß der Keller früher geschlossen wurde. Nur Grete blieb zu Haus.

Trude lachte übermütig, als sie ihrem Leo erzählte, wie schwer es ihr geworden war, sich von der Partie loszureißen.

„Ich habe Muttern ordentlich was vorreden müssen. Wir hatten Krach. Aber was schad's. Nun kann ich lange bei dir sein!“

Von einem Strom der Zärtlichkeit mit fortgerissen, drängte sie sich näher an ihn; so dicht schritt sie neben ihm her, daß ihr Kleid bei jedem Schritt um seine Kniee schlug. Sie wußte, daß sie sich im Sellen nicht an seinen Arm hängen durfte, aber heut abend im Dunklen — ach ja!

Er neckte sie. „Aber die Courmacher von Stralau, Trude, was? Da hättest Du Dir doch einen zulegen können!“

„Ach diel!“ Sie errötete tief und warf die Lippen auf. „Laß doch!“

„Manu? Was ist denn los? Du bist ja beleidigt!“

„N — — ein,“ sagte sie zögernd. Aber man merkte es ihr an, sie war verstimmt.

Er lachte. „Aber, Trude, tu man nicht so! Als ob Du so spröde wärst!“

Es war ein merkwürdiger Blick, mit dem sie ihn ansah; Beschämung lag darin, Vorwurf und zugleich Hingebung.

„Du sollst nicht so was sagen,“ murmelte sie und senkte tief den Kopf. „Du nicht — heute nicht!“ Sie senkte; und nun haschte sie doch nach seinem Arm und drückte ihn. „Ich bin Dir so gut!“

„Das ist brav von Dir! So — laß los! Und nun komm, Trude, nur wollen wir uns heut mal famos amüsieren!“

Ob sie sich auch amüsierte, war ihm bis jetzt nicht klar. Im verdunkelten Parkett des Theaters am Schiffbauerdamm saß sie dicht an ihn gerückt und hielt verstoßen seine Hand. Mit großen Augen folgte sie den Vorgängen auf der Bühne; ihre Ohren glühten dunkelrot, aber ihr Gesicht wurde immer blasser.

In der Pause führte er sie in die Restauration. Er konnte das jetzt ruhig riskieren, die meisten seiner Bekannten waren bereits auf der Sommerreise, und wenn ihn irgend einer sah — na, wenn schon, sie war ja ein riesig schickes Mädchel!

Sie weigerte sich, etwas zu essen, nur trinken wollte sie; sie hatte einen brennenden Durst, das große Bierseidel faßte sie mit beiden Händen und leerte es auf einen Zug.

Als sie dann nach dem letzten Klingelzeichen im dichten Gewühl durch das Foyer drängten, und er, leicht den Arm hinter ihre Taille legend, sie voran schob, zog sie seinen Arm fester um sich. Er merkte, wie ihr schlanker Körper bebte; durch das leichte Sommerkleid durch fühlte er das Pulsen ihres warmen Fleisches. Er drückte sie fester. Das hatte er sich gleich gedacht, dieses Stück war so was!

Von dieser „Jugend“ da oben auf der Bühne wehte ein heißer Hauch hinab ins Parkett; ein seltsamer Duft, ein Geruch nach Flieder und Jasmin, in dunklen Lauben blühend, in schwüler treibender Lenznacht.

Er preßte Trudes Hand, die in der seinen zuckte, und neigte sich dicht an ihr heißes Ohr. „Trudel, süße Trudel!“

Sie senkte die Wimpern, Tränen hingen daran. Er hatte sie noch nie weinend gesehen, immer nur mit einem lustigen Frächchen. Er wollte sie necken, aber dann war er förmlich geniert und sah sich scheu um — das war ja gräßlich, wie sie schluchzte!

„Aber Trudel!“

Sie drückte krampfhaft seine Hand und biß in ihr Taschentuch. Unaufhaltsam stürzten ihre Tränen.

Gut, daß der letzte Akt zu Ende war!

Als er sich mit ihr dem Ausgang zuschob, sagte er, halb spöttisch, halb ein bißchen mitleidig: „Kleines Schaf!“

Sie lachte schon wieder und hing sich vergnügt an seinen Arm. „Ne, so dumm, was?“

„Sehr richtig. Das kann ich Dir sagen, wenn ich gewußt hätte, daß Du so heulen würdest, hätte ich Dich wahrhaftig nicht hergeführt! Das nennt sich nun ein Vergnügen!“

Sie nickte heftig. „Doch, es war auch eins! Ich hab mich riesig amüsiert. Na, da hab' ich mal tüchtig geheult; das reicht für lange! Ach, Leo, war das schön,“ — sie stieß einen zitternden Seufzer aus — „ne, zu schön!“ Die Zähne aufeinanderbeißend, schüttelte sie sich: „Aber nu los!“

„Du hast wohl jetzt 'nen Riesenhunger? Ich auch. Na, denn komm! Geut spendir ich Dir Sekt!“

Sie klatschte in die Hände. „Sei, wie nobel! Den hab' ich schon immer mal gern trinken wollen!“ Aber gleich darauf wurde sie stumm, ein fröstelnder Schauer überflog sie. „Erst noch 'n bißchen draußen rumbummeln — ja?“ bat sie mit stotternder Stimme.

Er tat ihr den Willen, langsam führte er sie am Wasser weiter hinauf. Der Menschenstrom hatte sich verlaufen, sie waren allein. Er drängte sie in eine dunkle Lornische und küßte sie ab. Sie küßte ihn heftig wieder, ihre Lippen lagen heiß auf den seinen; minutenlang hing sie an ihm.

Zärtlich flüsternd schlenderten sie dann weiter.

Massig hob sich der Bau der Markschallbrücke, vereinzelter

Laternenschein warf zitternde Krügel und blaue Flecke auf das schwarze schaukelnde Wasser. Die Wellen gluckten an der Mauer des Kai. Eine feuchte Kühle stieg auf.

Die einsamen Schritte der beiden hallten gedämpft.

„Du,“ sagte Trude plötzlich und lachte leise, „die Annäherung hat noch 'n Dusek gehabt, daß der verrückte Bruder sie erschossen hat.“

„Nein. Darin liegt ja gerade der Fehler des Stücks,“ befehrte Leo.

„Kann? Warum denn ein Fehler? Sie kann doch nicht ins Wasser gehn? — Das ist viel zu gewöhnlich. Ruh, das tun ja die meisten! Weißt Du, ich hab' auch eine gekannt — sie kam oft zu meinen Eltern ins Geschäft kaufen — die ist nicht weit von der Potsdamer Brücke in den Landwehrkanal gesprungen. Ihr Bruder hat nachher ihre Sachen bei uns auf der Straße an Grummachs verkauft, in dem Trödelladen. Da hingen sie lange im Fenster. Greulich!“ Sie schauerte zusammen. „Wie kann man bloß?!“

„Laß doch das dumme Gerede,“ sagte er, unangenehm berührt. „Das ist ja ungemütlich. Ne!“

Sie lachte wieder und dann blieb sie mit einem Kuck stehen und hemmte so auch seine Schritte. Mit einem Laut, halb Lachen, halb Seufzer, warf sie plötzlich beide Arme um seinen Hals und küßte ihn ungestüm.

„Ach — — —!“

„Trude, ne, aber Trude, wenn einer kommt!“ Er sah sich um. „Hier kann uns ja jeder sehn!“

„Is mir ganz egal,“ lachte sie und verbarg den Kopf an seiner Brust.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

1) Auf Nachtposten.

Erzählung aus dem Soldatenleben von Wilhelm Hellwig.

Der lange Johann Neumann trippelte verzweifelt in der Stube umher und jammerte oder schimpfte mit seiner dünnen Stimme halb in polnischer, halb in deutscher Sprache. Johann war nämlich trotz seines deutschen Namens ein Stockpökel aus der Gegend von Radzionkau, und mit der deutschen Sprache hatte er sich ungeachtet seiner nun fast schon einjährigen Militärdienstzeit noch nicht recht vertraut machen können.

„Wo is sich Hurn, mei Hurn? Wer hot sich genommen Hurn? Sob ich Dinnst um halb zwei: und noch nicht gepuht! Mei Hurn!“

Kein Mensch hörte auf den unglücklichen Spielmannsleuten, der sein Instrument nicht finden konnte, und sein schwacher Diskant vermochte nicht, das Doppelfonzert zu durchdringen, das der vortrefflich ausgebildete Tambour Hecht und der Schuster-Franz gemeinsam auf ihren ledernen Instrumenten zum besten gaben; dieser brachte auf seinem Halbflgel einen wunderbar abgetönten „Abend-gebet-Wirbel“ zum Vortrag, jener sekundierte ihm, indem er mit dem Schusterhammer auf ein über den Feldstein gezogenes Stück Leder herumhaupte, um es zu erweichen.

„S war ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann.“

Dies kann natürlich nur auf Menschen mit verweichlichten Zibillöhren bezogen werden. Das gegen rauhe Töne abgehärtete Trommelfell des Durchschnittsmusiklers empfindet dabei nur einen gelinden Nabel.

In der durch Schränke abgetheilten Schreibkabine saß nun aber solch ein vertweichlichtes Menschenkind, in dessen Ohren bei jedem Trommel- oder Hammerschlag Nadelstiche fuhrten. Obgleich seine Dienstzeit sich nur noch nach Wochen bemah, und er mithin kein Neuling mehr in der Kaserne war, hatte er sich doch in den lehtverlebten zwei Jahren gegen solche Gewaltgeräusche in der großen, widerhallenden Mannschaftsstube nicht immun machen können. Doch er durfte von seinen Empfindungen weder den beiden Künstlern, noch den sonstigen Kameraden etwas merken lassen, sonst hätte er die ganze Belegschaft gegen sich gehabt, und das war mißlich.

Aber wütend war er! Nach einem recht gemüthlichen Vormittag, an dem er vom Dienst dispensiert gewesen war, um einiges unaussprechliches Schreibwerk zu erledigen, hatte er in der Kaserne gut gekostet, ein Weiden vom Treppensfenster aus schadenstroh dem Drill unten auf dem Kasernenhofe zugeschaut, und dann sich wieder in sein Bureau begeben, um den mittäglichen Parolebericht, den er in ein großes Buch einzutragen hatte, vorzubereiten, damit es nachher, wenn der gestrenge Herr Feldwebel hungrig, durstig und ungeduldig von der Dienstaussgabe heraufkam, recht glatt und schnell konstaten ging. Es war so idyllisch ruhig hier oben gewesen in der leeren, grohen, von der Morgensonne hell erleuchteten Stube, bis der Dienst unten zu Ende war und die Kameraden wie die wilde Jagd heraufgestürmt kamen. Nun ging sogleich ein Höllen- spektakel los, der je länger desto ärger wurde.

Vorbei war's mit der behaglichen Sammlung des Schreiber- Gefreiten, seine Arbeit wollte nicht mehr konstaten gehen, er las jeden Satz zehnmal, ohne ihn behalten oder auch nur seinen Sinn erfahst zu haben, verschrieb sich, warf den Bogen wütend in den Papierkorb, begann dann von neuem, um bald darauf zu bemerken, daß der dritte Satz schon wieder zweimal auf dem Papier stand.

Draußen hatte sich inzwischen ein Teil der blauen Jungen zur Mittagstafel niedergelassen, an der es laut und heftig herging. Man stritt sich aufgereggt über die Frage, ob Willem Behne, der Zimmermann, schon in Amerika gewesen sei oder nicht. Dieser war nämlich vor seinem Eintritt Schiffszimmermann gewesen und hatte manche Fahrt gemacht. Und der Schneider behauptete, Willem habe schon die Gestade der neuen Welt gesehen.

„Ne“, jagte Willem bescheiden, „in Amerika war ich noch nicht, meine weiteste Fahrt war bis nach Hoboken.“

„Aber Mensch, dat liegt doch in Amerika!“

Willem antwortete in verächtlichem Tone: „Na, ich war doch da un wer't woll wissen, wo't leicht. Dichte bei Newjork liecht et.“

Ehelfurchtsvoll schweig die Tafel einen Augenblick, nur der Schneider lachte unbändig. Da ertönte wieder der jammrende Ruf:

„Mei Hurn! Wo is sich mei Hurn!“

Ganz nahe bei dem schreibenden Gefreiten in der Kabine, hinter der Bretterwand des Schrankes, ließ sich jetzt ein halb erstickter, blösender Ton hören, der gleich darauf in ein abscheuliches Halsstet umschlug. Ein Spatzvogel hatte sich mit dem Horn in den Schrank einschließen lassen und blies jetzt dem rechtmäßigen Besitzer des Instruments etwas vor, so gut er's eben konnte.

„Pfla greff, mach uff, junst schlog ich Schranktüre entzwei! Sob ich doch Dinnst! Deifel!“

Wieder tönte das Horn und dazwischen das Gelächter der schmaufenden Krieger. Die Unteroffiziere, die sich eben zur Entgegennahme der neuen Dienstbefehle in der Feldwebelstube versammelten, lachten mit.

„Wirft mei Hurn verblose, Krieg ich nachher Schuld“, heulte Johann.

Plötzlich wurde die Stubentür so energisch aufgestoßen, daß sie gegen den Schrank flog, der Ruf „Aufstehen“ ertönte und die Leute schohen von ihren Sigen empor. Mit einem Schlag war's in der Stube still.

Der gefürchtete Feldwebel trat ein, das Befehlsbuch zwischen dem zweiten und vierten Knöpf. Er stieß mit der Degenscheide kräftig auf die Dielen, überflog mit einem Falkenblick die Anwesenden und den ganzen Raum und ging dann finster und brummend in die Schreiberabteilung, wo der Gefreite eifrig an dem Paroleschema arbeitete.

Leise wurde draußen die Schranktür aufgeschloffen, und Neumann erhielt sein geliebtes Instrument zurück.

„Na, alles so weit fertig?“ wandte sich der Gefreite an den Schreiber, den Säbel abschnallend und in die Ecke stellend.

„Ich bin gleich fertig“, suchte jener ihn zu beschwichtigen.

Feldwebel Schrader schaute auf das Blatt und mußte dort allerdings bemerken, daß die Arbeit noch nicht halb getan war.

„So! Da kommt man vom Dienst und freut sich darauf, daß der Schreiber, der den ganzen Morgen gemüthlich hier oben gefessen hat, alles hübsch fertig haben wird. Wollen Hul! Jetzt seht sich der alte Feldwebel gefälligst selber hin und schreibt, wenn er die Parole überhaupt fertig haben will. Das ist ja recht nett von Ihnen, Herr Gefreite, ich glaube, es geht Ihnen zu gut, mein Sohn. Na, warten Sie, dem kann ja abgeholfen werden. Heut abend werden Sie mal auf Nachtposten ziehn, damit Sie auch mal wissen, was es eigentlich auf sich hat, Soldat zu sein. Das wird Ihnen gut tun. Na nu los! Schreiben Sie zu!“

Martin erledigte möglichst schnell die Sache und hoffte, daß es der Gestrenge bei der Drohung bewenden lassen würde. Denn die Kommandierung zum Nachtposten galt als etwas geradezu Anrüchiges; sie erfolgte meist nur als Strafe für Leute, die für Vater Philipp noch nicht so ganz reif waren. Auch hatte diese Art von Postenstellen noch weit mehr Unangenehmes an sich, als der eigentliche, ordnungsgemähe Nachtdienst. Dieser besetzte doch wenigstens auf vierundzwanzig Stunden von allem Kasernendienst und Exerzierdrill, der auf Nachtposten kommandierte Mann aber tat Dienst bis zum Abend, zog dann auf die einsame Nachtwache, um am frühen Morgen wieder in die Front zu treten und zu exerzieren wie jeder andere, der die Nacht hindurch geschlafen hatte.

Nun begann die Dienstaussgabe.

„Morgen früh neun Uhr: Schießstandrevision der Stände eins bis sechs. Zum Garten und in Ordnung bringen von Stand zwei und drei stellt die erste Kompanie, also wir, heut Nachmittag einen Gefreiten und neun Mann!“

„Hurr!“, brüllte draußen Johann Neumann und kam eiligst in die Kabine gestürzt. Er glaubte bei den „neun Mann“ des Feldwebels seinen Namen im Munde des gefürchteten Vorgesetzten gehört zu haben.

Feldwebel Schrader warf ihm einen unbeschreiblichen Blick zu. Dann sagte er ruhig zu dem nächststehenden Sergeanten:

„Fragen Sie mal den Kerl, ob er berrückt ist.“

Dieser aber fragte erst gar nicht lange, sondern stieß den verdachten Mann zur Sittertür hinaus, indem er ihn zugischelte:

„Willst Du raus, verb Pollade? Raus! raus!“

Erstaunt und gar nicht wissend, welches Versehen oder Verbrechen ihm zu dieser schnellen Beförderung verhalf, flog der arme

Johann zwischen die draußen lauschenden Kameraden zurück, die mühsam ihr Bachen unterdrückt und ihn auffingen.

„Auf Nachposten in der Zitadelle ziehen heute abend an Stelle der früher hierzu kommandierten Leute: Gefreiter Martin und Musketier Neumann. Martin geht zuerst mit den Schießstandsarbeitern zum Aufräumen der Stände zwei und drei, führt dort die Aufsicht. Abmarsch: Halb zwei Uhr vom Kasernenhof. Wehe Ihnen aber“, wandte er sich dann an den Gefreiten persönlich, „wenn morgen bei der Revision auf den Ständen etwas nicht in Ordnung befunden wird! Sie sollen mal lernen, was 'ne Harke ist. Sie nehmen beim Abmarsch Gewehr, Helm und Patronentaschen mit, so daß Sie gleich im Wachtanzuge sind und direkt vom Schießstand nach der Zitadelle gehen können. Bestanden?“

„Zu Befehl.“

„Sagen Sie dem wachhabenden Unteroffizier Bähold, daß er Ihnen die erste und dritte Nummer geben soll, so daß Sie von zehn bis zwölf und von zwei bis vier zu stehen haben. Sie werden also um vier Uhr abgelöst, kommen hierher in die Kaserne und ziehen sich um. Dann gehen Sie mit der ersten Schießabteilung hinaus zum Schießstand, um zu schreiben. Haben Sie mich verstanden?“

„Zu Befehl.“

„Run marsch, machen Sie sich fertig, um halb zwei Uhr marschieren Sie los. Ich mache mir die Parole nun selbst.“

„Das ist ja nett“, dachte der Gefreite, „da komme ich vor morgen abend zu keiner freien Minute. Kaum kann ich an Essen und Trinken denken, von Schlafen gar nicht zu reden!“

Eine Viertelstunde später marschierte Martin an der Spitze von neun Mann zum Kasernenvor hinaus. Wie gut, daß er reichlich gefrühstückt hatte, denn zum Mittagessen war ihm keine Zeit mehr geblieben.

Gegen neun Uhr abends kam die Kolonne müde gearbeitet vom Schießstand zurückmarschiert. Es war ein wunderschöner, sonnenheller Tag gewesen, und die Domtürme zeigten sich drüben jenseits der Elbe scharf vom hellen Abendhimmel ab. Gern wäre der Gefreite mit den anderen hier draußen im goldenen Abendlicht weitermarschiert, der Kaserne, der Ruhe zu, aber der Befehl bannte ihn hinein in das dunkle Zitadellentor an der Bastion Kronprinz. Vor ihm ließ Martin halten, übergab die Führung der Arbeiter einem anderen älteren Manne, und schritt über die Jughölzer nach dem Nachlokal, das gleich am Eingange hinter dem Torbogen lag. Er meldete sich beim Unteroffizier Bähold, dem Wachhabenden, der einer von den wenigen Unteroffizieren war, die von der Mannschaft, weniger freilich von ihren Vorgesetzten, geachtet und geliebt wurden. Neumann war bereits anwesend. Es blieb noch Zeit, eine hastige Abendmahlzeit zu verzehren, dann rüstete sich der Gefreite zum Aufziehen und schritt hinter dem Aufführenden den Kasematten zu, in denen die Arbeitssoldaten lagen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Rachitis als soziale Krankheit.

Von Dr. med. G. Leo Günther.

Der englische Arzt Oliffon hat in einem Buch, das 1660 erschien, zum erstenmal das Krankheitsbild der Rachitis wissenschaftlich dargestellt. Sie führt deshalb auch den Namen: Englische Krankheit. Sie kommt jedoch in England nicht häufiger vor als bei uns oder in anderen kultivierten Ländern. Die Rachitis ist als eine tiefgehende Störung des Stoffwechsels und der Ernährung anzusprechen, die sich namentlich im jugendlichen Knochengewebe festsetzt.

Zur Anfang des menschlichen Lebens gibt es eine Zeit, in der Muskeln, Nerven, Blutgefäße, Sehnen, Rückenmark usw. bereits wohl ausgebildet sind, vom Knochen aber noch keine Spur vorhanden ist. Das Skelett besteht aus Knorpelgewebe. Allmählich beginnt teils von innen aus, teils von außen her durch Veralkung der Grundsubstanz und Bildung der Knochenzellen das Knorpelstützgerüst zu verknöchern. An den Röhrenknochen der Gliedmaßen verknöchert zuerst das Mittelstück, hierauf fängt der Veralkungsprozess in den beiden Enden an. In gewissen Fällen nur kommt es im weiteren Wachsen der Knochen zu Hemmungen und Störungen. Das ungebildete Knochengewebe veralkt und verknöchert mangelhaft. Die Knochen der Gliedmaßen werden namentlich an den Enden dick und krumm. So bilden sich die berühmten O- bzw. X-Beine. Die Handgelenke schwellen so stark an, daß man von „doppelten Gliedern“ spricht. Das Brustbein wölbt sich kahnförmig vor (die sogenannte Hühnerbrust), und die knorpeligen Rippenansätze zeigen knotige Auftreibungen (den rachitischen Rosenkranz). In anderen Fällen lokalisiert sich die Rachitis vorzugsweise an der Wirbelsäule, die nach hinten und seitlich verknöchert. Auch die Beckenknochen verändern ihre Form, sie werden platt. Alle diese rachitischen Erscheinungen werden oft schon in den ersten Lebenstagen oder Lebenswochen beobachtet, aber sie entstehen immer erst nach der Geburt. Die Rachitis ist niemals wirklich angeboren. Gewöhnlich jedoch zeigen sich diese Knochenveränderungen zur Zeit des ersten Jahrsdurchbruches, also innerhalb des 7. bis 30. Lebensmonates. Die Rachitis ist mithin ausschließlich eine Krankheit des frühen Kindesalters.

Die eigentliche Ursache dieser Knochenwachstumsstörung hat man noch nicht aufgedeckt. Die Meinung, daß die Rachitis eine Infektionskrankheit sein könne, gilt als widerlegt. Auch nicht eine besondere Form der Ernährung kann an der Entwicklung der Englischen Krankheit schuld sein. Denn man hat vergeblich versucht, bei Tieren durch kaltes Futter diese Knochenkrankheit experimentell zu erzeugen.

Aber die Kenntnis der Tierrachitis wirft ein Licht auf das Wesen dieser Krankheit. Bekanntlich können fast alle Tiere an Rachitis erkranken. Sie ist das Kreuz der zoologischen Gärten. Einige Forscher wollten dafür die hochkalorische Nahrung verantwortlich machen. Doch so war es nicht. Man gab nämlich jetzt den Tieren reichlich mit Kochsalz durchsetztes Futter, aber sie wurden auch rachitisch. Dagegen findet man die Rachitis niemals bei wild lebenden Tieren, auch nicht bei den Affen, die in der Gefangenschaft am häufigsten daran erkranken. Der bekannte Pathologe Professor v. Hansemann hat viele tausend Affenschädel des Berliner zoologischen Museums daraufhin studiert. Unter allen Schädeln von in der Freiheit erlegten Tieren fand er nicht einen, der Spuren von Rachitis aufwies, wohl aber bei fast allen, die jung gefangen worden und längere Zeit in den zoologischen Gärten gelebt hatten oder dort geboren worden waren. Desgleichen weist Professor v. Hansemann nach, daß man auch bei unklüvlierten Völkern vergeblich nach Fällen von Rachitis suchen werde. Auf Grund seiner vieljährigen Forschungen kommt der berühmte Pathologe zu neuen Anschauungen über das Wesen der Englischen Krankheit. Er meint, daß sie bei den Menschen in ähnlicher Weise entsteht wie bei den Tieren unserer zoologischen Gärten, nämlich, daß sie auf Mangel an frischer Luft und freier Bewegung zurückzuführen ist.

Einen Beleg für seine These liefert Japan. Dort blüht eine hohe Kultur, die Rachitis aber kennt man nicht. Das macht die hygienische Kinderhaltung. Man schnürt die Babys nicht wie ein Bündel Heu ein, sondern läßt den winzigen Beinen und Armen das natürliche Recht, sich zu rühren. Dann bringt man auch die Kinder sehr viel an Licht und Luft. Ferner sind auch die im Holzstil aufgeführten japanischen Häuser mit den papiernen Fenstern die reinen Luftbäder.

Noch eine weitere Beobachtung bestätigt die Richtigkeit der Hansemann'schen Ansicht. Hierzulande entwickelt sich die Englische Krankheit besonders im Herbst und Winter. Am meisten neigen die Kinder zur Rachitis, die in der feuchten, kalten Jahreszeit geboren werden. Die Gründe liegen klar zutage. Diese Herbst- und Wintergeborenen kommen eben fast gar nicht an die Luft oder werden höchstens, bis über die Ohren fest einbandagiert, in luftundurchlässigen, dicht verhängten Kinderwägen ausgeführt. Die Rachitis geht vorwiegend in den Arbeiterquartieren um. In den hohen, eng aneinander gebauten Steinhäusern mit Seiten- und Quergebäuden, mit kleinen, finsternen Höfen und Keller- und Dachwohnungen. Diese Wüste von Ziegelsteinen hemmt eine tüchtige Luftbewegung. In schlecht ventilierten Stuben liegen die gewickelten Säuglinge auf heißen Pfählen und saugen mit dem Moderduft und der Grabesluft den Keim der Rachitis ein.

Die moderne Hygiene macht nur mobil zum Kampf gegen die Welt der unsichtbaren Bazillen. Mit neuen Sera will sie die Menschen vor den schrecklichen Infektionskrankheiten schützen. Dabei aber vergißt sie, daß noch andere Leiden schwer auf der Menschheit lasten. Darum würdigt sie auch wenig die soziale Bedeutung der Rachitis für das allgemeine Wohl.

Die Englische Krankheit ist nicht ein Würgeengel wie die Diphtherie. Die Lebenschancen der kleinen Patienten stehen an und für sich nicht so schlimm. Die Rachitis zieht sich oft durch mehrere Jahre, kann aber vollständig ausheilen. Indes sind das nur die leichten Fälle, wo eine geringe persönliche Reizung zur Entwicklung der englischen Krankheit vorliegt. Oder wo besonders günstige äußere Verhältnisse alle Heilpotenzen ins Treffen führen.

Andererseits jedoch bedrohen andere Krankheiten das Leben der rachitischen Kinder; ganz besonders sind es Lungenentzündungen, Magendarmkatarrhe und die sogenannten Kinderkrankheiten, Masern, Keuchhusten usw. Man bezeichnet sie gewöhnlich als Nebenerkrankungen. Das ist falsch. Diese Krankheiten sind nicht zufällige Begleiterscheinungen, sondern sie gehören zum Krankheitsbild der Rachitis und sind ein wesentlicher Teil davon. Masern und Keuchhusten z. B. haben an sich nichts Bosartiges und Lebensgefährliches. Kinder von sonst guter Konstitution überstehen sie leicht. Bei rachitischen Kindern jedoch treten sie in so schwerer Form auf, daß die meisten daran sterben. Diesen unglücklichen Ausgang kann man nur auf das Konto der Rachitis setzen. In den späteren Jahren ist es die schreckliche Tuberkulose, welche die mit Rachitis Bekafteten fürchtbar heimfucht und unter ihnen leider so sehr viele Opfer fordert. Wie viele Menschen werden durch sie zum Krüppel. Die Sudeligen passieren selten das mittlere Lebensalter, sondern erliegen vorzeitig Herz- und Lungenleiden. Auch die rachitischen Verkrümmungen der Gliedmaßen schädigen ihre Träger in der körperlichen Leistungsfähigkeit und im Fortkommen schwer. Am übelsten dran sind die Individuen mit X- oder Baderbeinen.

Professor v. Hansemann weist auch auf den großen Nachteil hin, den die Wehrfähigkeit des Staates durch die Rachitis erleidet. Leute mit rachitischen Plattfüßen taugen nicht zum Militärdienst, und selbst solche mit nur leichten Spuren von Rachitis müssen bald entlassen werden.

Es war schon daran die Rede, daß eine angeborene Rachitis nicht existiert. Was vererbt wird, ist nur die Anlage. Und die

Möglichkeit, rachitisch zu werden, liegt in allen Menschen, in erster Linie allerdings in denen, die von rachitischen Eltern geboren werden. Weiblich diese nun am Leben, so vererben sie ihre gesteigerte Disposition. Dadurch gefährdet die Rachitis die Gesamtheit, weil sie die Rasse verschlechtert.

Die beste Art der Heilung ist immer die Vorbeugung. Das gilt auch für die Bekämpfung der Rachitis als einer sozialen Krankheit. Die Richtungslinien liegen klar zutage: eine natürliche Säuglingsernährung und Kinderbehandlung. Die junge Mutter muß ihr Kind selbst stillen und in Licht und Luft großziehen. Und Gemeinde und Staat müssen Sorge tragen, daß alle neugeborenen Kinder dieser naturgemäßen Lebensweise teilhaftig werden. Die Erhöhung der Volksgesundheit und die Verbesserung der Rasse werden diese pekuniären Opfer mit Zinseszinsen zurückzahlen.

Kleines feuilleton.

Psychologisches.

Die Entwicklung der Sprache beim Kinde. Für die normale Entwicklung der Sprache ist die normale Entwicklung des Gehörs Voraussetzung. Einen Beleg dafür bieten die Erfahrungen, die durch die Blindenschrift und Blindensprache geboten werden. Die Sprache ist stets mit dem geistigen Verstand ihres Trägers auf das innigste verbunden, woraus ganz von selbst folgt, daß sie ein langsam erworbenes Gut ist, daß sich im Kindesalter von der Tiefe geistiger Ummachung in den ersten Stadien bis zum Vollbesitz der geistigen Kräfte allmählich entwickelt. In den „Folia neurobiologica“ unternimmt Dr. Heinrich Vogt den Versuch, den Zusammenhang zwischen der kindlichen Sprache und der seelischen Entwicklung darzustellen. Die ersten Spuren der Sprache treten gewöhnlich um das Ende des ersten Lebensjahres auf. Schon vorher stellen sich allerdings andere Lautäußerungen: Schreien, Lallen und ähnliches ein, die für die künftige Sprachbildung nicht ohne Belang sind. Auch sie sind der Ausdruck eines bestimmten geistigen Zustandes. Erst später folgt jedoch eine Periode der Aufnahme äußerer Reize, wenn auch in primitiver Form, die Periode der Nachahmung und des Sprachverständnisses, nach der erst im 12. bis 15. Monat das Sprechen beginnt. Die ersten sprachlichen Äußerungen, das Schreien, sind Kundgebungen des Unbehagens und der Unlust. Erst gegen das Ende des ersten Vierteljahres tritt — zur Freude der Eltern — die Äußerung von Lust und Behagen auf. Die Lausprache des Kindes enthält stets Laute, die sich in keiner Sprache finden und die wohl ein Erbteil der langen Ahnenreihe jedes menschlichen Wesens sein dürften. Andererseits ist es außerordentlich interessant, daß die Lausprache eine sehr große Gleichförmigkeit zeigen und in allen Sprachen der Welt die gleichen sind. So ist das Mama nicht, wie vielfach behauptet wird, aus dem Französischen übernommen, sondern nur im Französischen konversationsfähig gemacht worden. Es ist, wie die Worte „pappa“ und „atta“ — (für „fort“), hinausdeutend und ebenso wie „dada“ für die hinweisende Gestebe international. Die Erklärung hierfür liegt in dem natürlichen Drange des Kindes, lautmalende Worte zu bilden und so zur Symbolisierung äußerer Objekte in derartigen Lautgruppen zu gelangen. Das Kind spricht zunächst nicht in Sätzen, sondern in Worten, sogenannten „Einwortfäßen“, und dementsprechend ist auch sein Verständnis geartet. Wenn das Kind einen Gegenstand haben will, so nennt es ihn in einem Wort. Erst später beginnt es der Logik Herr zu werden. Die Sprache ist nach der Meinung von Dr. Vogt kein ererbtes Gut. Wohl können auch erworbene Eigenschaften — und das Sprachvermögen ist eine solche — vererbt werden. Nur gewisse Anlagen werden vererbt und müssen dann entwickelt werden, wie auch kein Talent noch eine geistige Qualität dem Menschen fertig in die Wiege gelegt wird.

Völkerrunde.

Die Sitte des Tätowierens ist über viele Völker verbreitet und findet sich auch inmitten der Kulturvölker und nicht nur in den unteren Schichten. A. T. Sinclair in Boston hat dieses Gebiet aufs neue erforscht und bringt nun im „American Anthropologist“ einige neue Gesichtspunkte und eine Anzahl neuer Tatsachen über diesen unüberfellen Brauch bei. Er ist, wie wir dem „Globe“ entnehmen, weit in der Alten und Neuen Welt gereist und hat überall die Leute auf ihre Tätowierung untersucht. Nach Sinclair sind es die Zigeuner, welche in Syrien, Mesopotamien, Aegypten und Arabien das Tätowieren, selbst der Beduinen, besorgen. Jerusalem ist die Hauptstätte für diesen Beruf, der dort mit einem armenischen Worte Kufsi, Kufesi und ähnlich benannt wird. Die christlichen Pilger lassen sich dort tätowieren, und obgleich in Mekka und Medina daselbst. Der Name für Pilger, Hadji, und für die Tätowierungsmarke ist derselbe bei ihnen. Fast alles Volk im westlichen Morgenlande ist tätowiert, wie der Brauch uralt bei Semiten und Aegyptern ist, so daß Sinclair glaubt, er habe sich von hier aus weiter über die Erde verbreitet. Alle amerikanischen Marineoffiziere, welche Jerusalem besuchen, lassen sich dort tätowieren. Während nun die Zigeuner im Orient alle tätowiert sind, fehlt diese Verzierung bei den europäischen Zigeunern

völlig. Aber unter den Kulturvölkern Europas und Amerikas set der Brauch viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich annehme; von Zigeunern lassen sich Griechen, Italiener und Schweden tätowieren. Neunzig vom Hundert unter den schwedischen Seeleuten sind tätowiert. Indessen werden in Europa die meisten Tätowierungen nicht von Zigeunern, sondern von den eigenen Volksgenossen ausgeführt, Bosnien und die Balkanländer ausgenommen. Alle englischen Seeleute sind tätowiert, und auf den britischen Konsulaten ist es Sitte, daß die Tätowierungsmarken jedes Matrosen, der dort vor spricht, in ein Buch eingetragen werden. Auch in Japan, wo die Kunst hoch steht, lassen sich oft europäische Seeleute tätowieren, und von 90 Proz. der amerikanischen versichert es Sinclair gleichfalls. Mit Joest übereinstimmend, verwirft er des phantasiereichen Lombroso Annahme, daß das Tätowieren zumeist auf Verbrecher beschränkt sei.

Aus der Pflanzenwelt.

Als Mimosenzweige werden zurzeit in den Blumenhandlungen, auf den Straßen und in den Markthallen Blütenzweige feilgeboten, die sowohl durch ihre hellgelbe Farbe, wie auch durch den narkotischen, starken Duft auffallen. Diese Zweige bilden ein begehrenswertes Dekorationsmaterial, das von tage- und wochenlanger Haltbarkeit ist. Die Pflanzen, die dieses herrliche Blütenmaterial liefern, wachsen an der Riviera; in großen Mengen wird von dort den ganzen Winter hindurch die Ware nach hier verschickt. Die ersten Blütenzweige dieser Pflanzen, welche bereits im Herbst bei uns eintreffen, sind künstlich zum Flor gebracht. Gegenwärtig hat die Blütezeit ihre höchste Entwicklung erlangt.

Die eigentliche Heimat dieser Pflanzen ist Australien; der botanisch richtige Name lautet Akazie. In den Gärtnereireisen hat sich aber die Bezeichnung Mimosa derart eingebürgert, daß die allein richtige Benennung wohl kaum Aussicht auf allgemeine Einführung hat. Es sind aus der australischen Flora vielleicht 400 Akazienarten bekannt, von denen aber nur ein verhältnismäßig geringer Teil bei uns eingeführt und in Kultur genommen wurde. Und doch hat sich mit diesen wenigen Arten ein ganz bedeutender Handel entfalten lassen. Wenn die australische Flora erst einmal genau erforscht ist, so werden sicherlich zu den bekannten mindestens noch 100 neue Arten sich gesellen, denn die Abwechslungsfähigkeit im Gestaltenreichtum ist bei dieser Pflanzengattung eine außerordentlich enorme.

Der Botaniker reißt die Akaziengattung in die Familie der Hülsenfrüchtler, zu denen Bohne und Erbse neben dem Goldregen ein paar bekannte typische Beispiele abgeben. Wer, ohne botanische Kenntnisse zu besitzen, die sogenannten Mimosenzweige mit Erbse, Bohne oder Goldregen vergleicht, dem wird es kaum möglich erscheinen, daß diese Pflanzen so nahe verwandt sind. Erst die Fruchtzweige würden die Richtigkeit vermuten lassen; solche Zweige bilden bei uns aber eine Seltenheit.

Am allerbesten läßt sich die Familienübereinstimmung erkennen, wenn wir Samen von der Akazie zur Keimung bringen und die einzelnen Entwicklungsphasen mit den bekannten bei Erbse oder Bohne vergleichen. Bei den Keimlingen entwickeln sich, wie der bedeutsamste Kenner der Akaziengattung, Professor Diels, nachweist, zarte gefiederte Blätter, wie sie an anderen Hülsenfrüchtlern bekannt sind. Verfolgen wir das Wachstum der jungen Pflanzen weiter, so sehen wir bei manchen Arten immer neue Fiederblätter entstehen, den Stengel sich stärken und höher werden, bis ein Baum oder Strauch erwächst. Andere Arten entwickeln nur wenige Fiederblätter, darauf beginnen Lauborgane zu erscheinen, die nur an der Spitze noch schwache Fiederchen tragen, dafür an ihrem Stiele sich fächerförmig verbreiten. Dann hört die Fiederbildung gänzlich auf, es entstehen nur noch breite, grüne Blattstiele, die der Botaniker als blattähnliche Gebilde „Phyllodien“ bezeichnet. So kommt es, daß manche Arten zeitlebens die zarten, gefiederten Blätter behalten, andere dagegen blattartig verbreiterte Blattstiele erhalten.

Von beiden Gruppen finden sich unter den Zweigen der Händler Vertreter. Die Phyllodien sind recht abwechslungsreich gefaltet. Manche gleichen durchaus gewöhnlichen Blättern, andere sind dreieckig oder viereckig, wieder andere werden zu dreihundert Nadeln oder zu spizen, dornartigen Gebilden. Stets aber sind sie derber und fester gebaut als die eigentlichen Blätter, und dieses hat, wie Diels nachweist, seine wohl begründete Ursache. Die Phyllodienbildung bedeutet eine Maßnahme der Pflanze, sich auf Verhältnisse einzurichten, bei denen das Fiederlaub nicht mehr zu bestehen vermöchte. Die geographische Verbreitung der Arten bestätigt das. Die Phyllodienakazien beschränken sich beinahe ganz auf Australien, wo sie vorzugsweise in den Gegenden langer Sommerdürre gedeihen. Kommen solche Arten in feuchtere Distrikte, so behalten sie länger als sonst die Fiederblätter oder kehren im Alter zur Fiederbildung zurück. Bei einer Art wurden zur Blütezeit Fiederblätter und Phyllodien nebeneinander beobachtet. Die Phyllodien sind sparsamer im Verbrauch der Feuchtigkeit als die Blätter und verrichten dabei die gleichen Funktionen. Die Pflanze schützt sich demnach auf solche Art gegen das Verdorren.

Wenn an den Mimosenzweigen die Blätter oder Phyllodien schlecht werden, so entfernt man diese und stellt die Zweige mit den Blüten wieder in die Vase, ohne jedoch Wasser zu geben. Wenn die Blüten auch eintrocknen, so bewahren sie ihre Schönheit doch noch eine Weile, bis der Staub sie unansehnlich macht. h.